

Leo Linder

Das stürmische Mädchen

Die Abenteuer
der Jeanne d'Arc

1. Kapitel

Jeanne erhält ein Angebot, das anderen Mädchen wohl nicht gemacht würde.

Jeanne warf die langstielige Hacke weg, mit der sie seit einer halben Stunde auf das Gartenbeet hinter dem Haus ihrer Eltern eingedroschen hatte, ließ sich auf die lockere, schwarzbraune Erde fallen und haderte ein wenig mit ihrem Schicksal.

Was gab es zu hadern? Eigentlich nichts. Endlich fühlte sie sich einmal frei und unbeobachtet. Ihr Vater war auf dem Feld und pflügte mit den Ochsen, ihre zwei Brüder waren mitgegangen – obwohl es beim Pflügen nicht viel zu helfen gab –, ihre Schwester war in der Stadt und ihre Mutter mal wieder auf Wallfahrt in Südfrankreich. Für ihre Mutter gab es nichts Schöneres, als sich zusammen mit tausend anderen Menschen auf blutigen Knien die Treppentufen von Wallfahrtskirchen hochzuquälen und sich von einer hysterisch stöhnenden Menschenmenge vor einem Altar halb totquetschen zu lassen, bloß um einen kurzen Blick auf eine Marienstatue zu werfen, bevor sie in dem mörderischen Gedränge weitergestoßen wurde. Jedenfalls kam sie regelmäßig mit aufgeschürften Knien, zwei oder drei angeknacksten Rippen und einem seligen Lächeln von solchen Reisen zurück.

Eigentlich alles wunderbar. Jeanne schloss die Augen. Die Frühlingsluft war mild und frisch und in den blühen-

den Obstbäumen zwitscherten die Vögel. Trotzdem war Jeanne in der Stimmung, ein wenig mit ihrem Schicksal zu hadern. Erstens wegen ihrer Sommersprossen. Und dann, seit einem Jahr, seit sie zwölf geworden war, mochte sie ihren Namen nicht mehr – diesen Dutzendnamen, diesen Allerweltsnamen: Jeanne! Halb Frankreich hieß Jeanne, soweit es die Frauen betraf. Und was die Männer betraf, so hieß halb Frankreich Jean. Allein in ihrem Dorf, in Domrémy, gab es in jeder der dreißig Familien mindestens eine Jeanne. Und mindestens einen Jean. Ihr eigener Bruder, der zweitälteste – selbst der hieß Jean. Und jedes Mal wenn im Dorf von einer dieser zahllosen Jeannes die Rede war, hieß es: »Jeanne? Welche Jeanne denn bitte?« Wenn doch nur einmal einer antworten würde: »Jeanne? Du meinst bestimmt Jeanne Darc, die Tochter des Bürgermeisters?« Denn das war sie, Jeanne Darc, die Tochter des Bürgermeisters.

Aber nein, hier waren alle gleich, in Domrémy, diesem Kaff. Und seine 213 Einwohner störte es nicht im Geringsten, dass es bei ihnen von Jeannes und Jeans nur so wimmelte. Nichts als Bauern und Handwerker. Nicht einmal Knechte gab es hier, nicht einmal Mägde. Dafür eine Unmenge rotznäsiger Kinder, die anstelle von Knechten und Mägden ihren Eltern bei der Arbeit helfen mussten, sobald sie vier oder fünf waren. Mädchen durften Kühe auf die Weide treiben, Kühe zur Tränke führen, Kühe wieder nach Hause treiben, Kühe melken, Schweine füttern, Wasser holen und manchmal, immer samstags, stundenlang hinter der Mutter herlaufen, in jeder Hand ein kopfüber baumelndes, flatterndes, randalierendes Huhn, das auf dem Markt von

Neufchâteau oder Vaucouleurs verkauft werden sollte. Jungen halfen beim Anschrren der Ackergäule, ritten auch mal wegen eines neuen Hufeisens mit stolzgeschwellter Brust zum Schmied ins Nachbardorf Greux, gingen dem Vater ein bisschen bei Aussaat und Ernte zur Hand und saßen ansonsten auf den Grabsteinen neben der Kirche im Schatten, spielten Karten und tönnten groß herum, wobei sie manchmal so laut grölten, dass es dem alten Perrin nebenan unmöglich war, seinen Rausch in Ruhe auszuschlafen.

Überhaupt – was war mit Perrin schon wieder los? Jeanne sprang auf, klopfte mit beiden Händen schwarzbraune Erdkrumen von ihrem roten Kleid und lauschte. Das Mittagsläuten hatte eingesetzt. Jeanne unterschied deutlich den hellen Klang der Glocke von Maxey und den dunkleren Ton der Glocke von Greux, und wenn sie sich nach Süden drehte, hörte sie sogar die große Glocke von Neufchâteau heraus. Und das bedeutete nichts anderes, als dass ausgerechnet in Domrémy mal wieder nicht geläutet wurde! Bestimmt hatte er sich schon wieder mit Rübenschnaps voll laufen lassen, dieser Perrin, dieser Nichtsnutz von einem Küster, dieser... Warum regte sich eigentlich sonst niemand auf? Warum taten eigentlich alle so, als ginge sie das nichts an? Warum war sie die Einzige, der etwas daran lag, dass in Domrémy geläutet wurde, und zwar pünktlich, nicht nach Lust und Laune des alten Perrin mal zu früh, mal zu spät, mal überhaupt nicht?

Sie wartete noch einen Augenblick, lief dann ins Haus, vergewisserte sich, dass ihr Vater nicht gerade heimgekommen war, brach ein Stück aus dem Kuchen auf dem Kü-

chentisch – ein Abschiedsgruß ihrer Mutter – und rannte damit durch die Gärten zu Perrins schäbiger Hütte neben der Kirche.

Wie erwartet lag der Küster leicht zusammengekrümmt hinter seiner Hütte in der Frühlingssonne und schnarchte. Sie beugte sich über ihn und zupfte ihn am Bart.

»Perrin, an die Arbeit!«

Er gähnte, schlug die Augen auf und verdrehte sie, als er Jeanne erkannte.

»Ha, Jeannette. Die strenge Jeannette. Der Schrecken von Domrémy.«

»Perrin, bitte. Es ist Zeit zum Läuten.«

»Jeannette, glaub mir. Ich kenne die Glocke. Der ist es egal, wann sie geläutet wird.«

»Aber mir nicht«, fuhr Jeanne ihn an. »Perrin, dieses Stück Kuchen hier ist für dich. Wenn du es schaffst, eine Woche lang pünktlich zu läuten, backe ich eine ganze Apfeltorte nur für dich.«

Perrin blinzelte in Richtung Kuchen.

»Der ist vergiftet, stimmt's? Du willst mich aus dem Weg räumen und selbst Küster werden.« Perrin grinste und rapelte sich auf. »An den Glockenstrang kommst du ja schon.«

»Seit letztem Jahr bin ich größer als du, Perrin.«

»Dazu gehört nicht viel.«

Grinsend schlang der Küster Jeanne's Geschenk mit zwei Bissen herunter. Dann verschwand er kopfschüttelnd in der Kirche und gleich darauf setzte sich die Glocke oben im Turm in Bewegung.

Jeanne rührte sich nicht von der Stelle. Sie lauschte. Und je länger sie zuhörte, desto sicherer war sie, dass die Glocke zu ihr sprach. Dieses Gefühl beschlich sie jedes Mal. Sie war dann wie verzaubert. Jeder Glockenschlag schien ein Versuch zu sein, sich ihr verständlich zu machen – sie hörte förmlich einzelne Worte aus dem Dröhnen heraus. Aber egal, wie angestrengt sie hinhörte, noch nie war sie aus der Botschaft der Glocke klug geworden, und auch diesmal gelang ihr das nicht. Mit Gewissheit konnte sie nur eins sagen: Die Glocke sprach französisch.

Jeanne riss sich los – Zeit, das Mittagessen zu machen, bevor ihr Vater und ihre Brüder heimkamen. Irgendwann würde sie schon noch hinter das Geheimnis der Glocke kommen. Sie nahm den Weg über die Dorfstraße. Es waren nur wenige Schritte, das Haus ihrer Eltern lag direkt neben der Kirche, auf der anderen Seite. Auf der Straße trippelte eine kleine Karawane von Packeseln an ihr vorbei, hoch beladen mit Brennholzknüppeln, und vor der Kirche hockte ein Bettler im Dreck und bewegte unaufhörlich die Lippen. Oder das, was von seinen Lippen noch übrig war. Ein großer Teil der Unterlippe fehlte. Hinter dem Loch zwischen seinen eingefallenen, stoppelbärtigen Wangen hätte man Zähne vermuten sollen, aber auch die fehlten. Als sie vorüberging, streckte er die Hand nach ihr aus. Jeanne hatte ihn noch nie gesehen, aber der Anblick von Bettlern war für sie nichts Ungewöhnliches. Fast jeden Tag kamen fremde Männer durch Domrémy, denen in einer der letzten Schlachten das Bein, der Arm oder sonst was abgehackt worden war. Jeanne nahm sich vor, ihm den letzten Rest

Kuchen zu bringen. Doch kurz vor ihrer Haustür holte Michel Lebuin sie ein, ihr bester Freund.

»Jeanette, ich muss dir was sagen«, keuchte er. »Komm mit ins Versteck.«

»Ich hab keine Zeit. Ich muss Mittagessen machen.«

»Jeanette, es ist wichtig! Bitte!«

»Michel, du weißt doch, wie mein Vater ist. Das gibt sofort Ärger.«

»Ganz kurz nur. Wir brauchen dich.«

Sie schlugen sich durch das Gestrüpp am Maasufer. Die Maas war, wie jeder wusste, ein großer Fluss, der irgendwo, ganz hoch im Norden, weit jenseits ihres Tals, ins Meer mündete. Aber auch große Flüsse fangen klein an und hier in Domrémy war die Maas noch nicht einmal ein Flüsschen, höchstens ein breiter Bach. Sie ließen sich auf der kleinen Lichtung zwischen den Uferbirken ins Gras fallen. Seit einiger Zeit war dies der Ort ihrer heimlichen Zusammenkünfte.

»Jeanette«, sprudelte Michel los, »wir planen einen Überfall auf burgundisches Gebiet. Und wir möchten, dass du mitkommst. Diesmal müssen wir diese Scheißburgunder aus Maxey so fertig machen, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Du darfst jetzt nicht Nein sagen.« Er legte seine Hand auf ihren Arm. Seit letztem Jahr prickelte es angenehm, wenn er sie berührte.

»Wann?«

»Heute Abend. Wir treffen uns zum Angelusläuten am Fluss unten bei der Pappel. Dann ist es noch lange genug hell.«

»Ihr wollt euch also wieder blutige Nasen holen?«

»Wir wollen uns rächen für letztes Mal.«

Jeanne zögerte. »Vielleicht«, sagte sie und blickte den kleinen, glitzernden Wellen nach, die über die Kieselsteine im flachen Bett der Maas hüpfen. »Das hängt nicht allein von mir ab.«

»Von wem noch?«

»Von der heiligen Margarete.«

»Jeannette!« Michel tat, als fiel er in Ohnmacht. »Die heilige Margarete hilft bei Schwangerschaften, nicht bei Prügeleien! Bei Prügeleien helfen nur der Schutzpatron von Frankreich und ein Dutzend Kerle wie du.«

»Für ein Mädchen mit meiner zarten Figur«, entgegnete sie streng, »ist es nicht unbedingt ein Kompliment, als Kerl bezeichnet zu werden«, und verkniff sich ein Lächeln. Wie nett von Michel. »Na gut. Ich werde mit ihr sprechen.«

Sie sprang auf, arbeitete sich hastig durch das Ufergesträuch, blieb mit dem Kleid irgendwo hängen, rannte weiter, stieß auf der Straße beinahe mit einem Packesel zusammen, Hühner und Gänse stoben kreischend auseinander, und als sie ins Haus stürzte, waren schon alle da. Wie befürchtet saßen sie um den leeren Tisch herum, sprachen über den neuen Ochsen, der beim Pflügen immer noch aus der Spur geriet, und taten so, als hätten sie sie überhaupt nicht bemerkt. Jeanne zauberte mit lauwarmem Wasser einen Haferschleim, der offenbar nicht an den heranreichte, den ihre Mutter sonst machte, und während des Essens hüllte sich ihr Vater in bürgermeisterliches Schweigen. Weshalb auch Jean und Pierre ihre Holzschälchen wortlos auslöffelten.

Nach der Mahlzeit suchte Jeanne einen Grund, diese öde Gesellschaft so schnell wie möglich zu verlassen. Sie stellte fest, dass die Wasservorräte fast aufgebraucht waren, und machte sich mit zwei Kübeln auf den kurzen Weg zum Dorfplatz. Dort bot sich ihr das gewohnte Bild: Leere Tonkrüge, Kübel und Holzbottiche reihten sich in einer langen Schlange vor dem Brunnen, und ihre Besitzerinnen standen in Grüppchen herum und schnatterten, was das Zeug hielt. Soeben leerte Hauviette den ledernen Schöpfeimer in ihren Krug. Hauviette war ihre beste Freundin, zwei Jahre älter als sie und ein beneidenswertes Mädchen, wie Jeanne fand: Sie hatte keine Sommersprossen und hieß auch nicht Jeanne. Hauviette sah auf, erblickte Jeanne und grinste. »Hast du gemerkt, Jeannette? Perrin hat heut Mittag zu spät geläutet.«

»Er hing zehn Vaterunser hinter seinen Kumpeln von Greux und Maxey her, das ist bei ihm noch nicht zu spät. Was machst du heute Nachmittag?«

»Wir könnten zusammen spinnen«, schlug Hauviette vor. Kein besonders origineller Vorschlag, aber Jeanne fiel auch nichts Besseres ein.

»Ich bin heute mit dem Vieh an der Reihe«, sagte sie. »Wir könnten auf der Weide spinnen. Aber lass dir ruhig Zeit, ich will vorher noch in die Kirche.«

»Jeannette, unsere Dorfheilige!«, lachte Hauviette, während sie den gefüllten Krug auf ihre Schulter wuchtete. »Pinkelst du eigentlich schon Weihwasser?«

Alle kicherten. Jeanne konnte es nicht ausstehen, wenn man sich über sie lustig machte, nur weil sie ein paar Sachen ernster nahm als andere hier im Dorf.

Den Gottesdienst zum Beispiel. Oder die Beichte. Und ganz besonders die heilige Margarete. Hauviettes Lieblingsheilige war die heilige Agnes, die nach Jeannes fester Überzeugung im Vergleich zur heiligen Margarete absolut zweitklassig war. Und so jemand glaubte, sich spöttische Bemerkungen über ihre Frömmigkeit erlauben zu dürfen. Geschmacklos. Jeanne sparte sich jeden Kommentar.

Es dauerte eine Weile, bis sie mit dem Schöpfen an die Reihe kam, dann schleppte sie die überschwappenden Kübel nach Hause. Ihrem Vater erzählte sie ganz beiläufig, so als sei das längst abgemacht, dass sie den Abend bei Hauviette und ihren Eltern verbringen würde, der Haferschleim von heute Mittag reiche im Übrigen auch noch fürs Abendessen. Dann füllte sie noch Öl in ein kleines Messinglämpchen, setzte es zurück auf den Holzkeil, der neben dem Kamin aus der Wand ragte, und schon war sie wieder verschwunden.

Weil sie gleich nebenan wohnte, war sie mit ein paar Schritten in der Kirche. Es war eine winzige Kirche, eine Dorfkirche eben, aber die Dunkelheit machte sie groß und feierlich. Und an der Größe und Feierlichkeit dieser Dunkelheit konnte sich Jeanne berauschen. Gleich rechts neben dem Eingang stand das steinerne Taufbecken. Im Vorübergehen strich sie mit der Hand über das verwitterte Figurenrelief im Beckenrand. Hier war sie vor dreizehn Jahren auf den Namen Jeanne getauft worden. Johannes, der wortgewaltige, unerschrockene Täufer Johannes, der auf Französisch Jean hieß, war der Lieblingsheilige ihrer Eltern, weshalb es bereits einen Bruder Jean gab, als sie im Jahr 1412 zur Welt kam. Besser gesagt: Er war der Lieblingsheilige